

Der Titel meiner Dissertation *Sind Sozialpädagogen „neue“ Männer? - Konstruktion von Männlichkeit im Feld Sozialer Arbeit* kündigt an, um welche Zielgruppe es in dieser Arbeit geht, nämlich um Sozialpädagogen. Der Titel deutet auf einen Prozess hin, der als Konstruktionszusammenhang der „männlichen Männlichkeit“ im Feld Sozialer Arbeit begriffen werden kann. Ich greife in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob Sozialpädagogen als „neue“ Männer im Horizont der postmodernen Geschlechterdynamik erscheinen und gehe dabei mit sozialwissenschaftlichen Mitteln auf Antwortsuche. Die Rede ist von so genannten individualisierten, flexibilisierten und modernisierten Lebenslagen, von Bastelbiographien, von Selbsttechnologien, von der Modellierung des Körpers und des Selbstentwurfs; aber auch von tiefgreifenden Einschnitten in traditionell gewachsene Lebensentwürfe für Männer und Frauen mit und ohne Familien, von Verschiebungen im Geschlechterverhältnis, von Veränderungen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Lebensführung. Oder auch von der Neuorganisation der Beschäftigungsverhältnisse bis hin zur Stilisierung neuer Rollenerwartungen, die einerseits vom wachsenden Selbstbewusstsein Karriere fixierter und auf eigenen Füßen stehenden Frauen berichten und andererseits eine in die Krise geratene Männerwelt ausmalen, deren patriarchalische Domänen bedroht seien und die deshalb ihre an gestammten Territorien mit zunehmender Muskelmasse und einem ständig verfügbaren Testosteron-Vorrat verteidigen würden. Zu sehen, zu hören und zu lesen sind diese Eindrücke zum Beispiel auf dem prosperierenden Markt von Männer- und Frauenmagazinen, Werbespots oder exhibitionistischen Plakaten im öffentlichen Raum.

Mein weiteres und eigentliches Motiv und meine Ausgangssituation, mich mit diesem Forschungsthema auseinander zu setzen, habe ich in der Einleitung meiner Dissertation formuliert: Es ist sowohl aus meiner sozialpädagogischen Praxis als auch meiner soziologischen Perspektive heraus entstanden. Durch verschiedene Praxisfelder erhielt ich Zugang zu Lebens- und Alltagsbereiche pädagogisch tätiger Männer. Diese haben im Rahmen ihrer sozialpädagogischen Ausbildung und in den sich anschließenden beruflichen Zusammenhängen Entwicklungsräume entdeckt und eingerichtet, die eine Selbstthematizierung in Verbindung mit biographischen, beruflichen und geschlechtsbezogenen Reflexionen begünstigen. Was in diesen Reflexionsarenen (Seminaren, Männergruppen, Fortbildungen usw.) thematisiert wurde und wird, betrifft mich freilich auch. Leitend war dabei meine Annahme, dass sich im Feld Sozialer Arbeit aufgrund der dort vorgezeichneten Strukturen und des Selbstverständnisses von Sozialpädagogen am ehesten reflexive Männlichkeitsformen erproben und kultivieren lassen. Aus meiner Arbeit ist eine Männerstudie geworden, die hauptsächlich zwei Forschungsfragen behandelt:

1. Wie gestalten Männer aus dem Feld Sozialer Arbeit ihr Leben im Spannungsverhältnis zwischen sozial-emotionalen Bedürfnissen und beruflichen Ansprüchen auf dem Hintergrund ihres Selbstkonzeptes?
2. Inwieweit werden dabei Alternativen zu tradierten männlichen Lebensformen sichtbar bzw. welche Veränderungen sind in der Alltagspraxis wahrnehmbar?

Vorgehensweise

Um diese Fragen behandeln zu können, habe ich mit vier Sozialpädagogen aus vier verschiedenen Tätigkeitsfeldern der Sozialen Arbeit vertiefende Interviews geführt. Sie sind etwa 40 Jahre alt, haben an der selben Fachhochschule für Sozialwesen studiert, sind in

Baden Württemberg aufgewachsen und leben auch dort. Mich haben insbesondere die berufsbiographischen Entwicklungslinien, die Gestaltung des Privaten, die Beziehungen zu ihren Vätern und Söhnen und ihre Männer-Freundschaften und schließlich ihr Selbstkonzept interessiert. Um Zugang zu diesen Bereichen zu bekommen, wollte ich einen möglichst offenen, aber auch diskreten Forschungsdialog gewährleisten. Dazu habe ich zunächst schriftlich Kontakt aufgenommen, dann telefonisch einen Termin vereinbart und die Männer gefragt, an welchem Ort das Interview geführt werden soll. Grundlage dafür war ein Wochenplan, der einen Überblick über die Zeit- und Alltagsstruktur einer „typischen“ Woche vermitteln sollte. Diesen füllten die Männer vorab aus und er diente als Gesprächseinstieg. Die Interviews erfolgten in mehreren Phasen und wurden aufgezeichnet. Die Aufzeichnungen wurden beim Folgetermin vorgespielt und kommunikativ evaluiert.

Das wichtigste Ziel meiner Vorgehensweise war eine „kleinteilige Forschung“ wie sie der australische Soziologe und Männerforscher R.W. Connell vorgeschlagen hat. Diese Mixtur aus Selbstbeobachtungselementen und halbstandardisierten Interviews hat mir geholfen, differenzierte Einblicke in die Mikrowelten der Interviewpartner zu gewinnen. Die interviewten Männer haben umfangreiches Material aus ihrem Lebenskontext geliefert, so dass bei der Auswertung, die einen beträchtlichen Raum dieser Arbeit einnimmt, vier facettenreiche Männerprofile entfaltet werden konnten. Der eher behutsam durchgeführte Forschungsdialog hat auch dazu beigetragen, die Dynamik der vier spezifischen Lebensweisen und Berufsetiketten zu beleuchten und ihre Rollenvorstellungen in manchen Belangen zu dechiffrieren. Durch den kommunikativen und reflexiven Ansatz konnten subjektive Sichtweisen gut rekonstruiert werden - bei der Auswertung ist mir aufgefallen, dass an verschiedenen Stellen des Frageprozesses auch emotionale Bindungsstrukturen angetippt wurden. Das hat sich z.B. beim Vaterthema gezeigt, das hier gleichermaßen sensibel wie heikel aufgefasst wurde.

Die methodologische Basis für das empirische Geschäft habe ich durch die Herleitung und Verwendung des Erfahrungsbegriffes von Gadamer zu schaffen versucht. Ich wollte prüfen, welche Erfahrungen für die Männer einschneidend waren, wie sie diese für sich deuten und welche Schlüsse daraus gezogen wurden.

Ihre Aussagen sollten an den persönlichen Erfahrungskontext rückgekoppelt werden in dem Sinne, dass Erfahrung nichts ist, was jemanden erspart werden kann. Ich habe mir erhofft, auf diese Weise auch Brüche und Diskontinuitäten auf die Spur zu kommen. Bei der Hinführung auf mein Thema im ersten Kapitel wollte ich in diesem Zusammenhang deutlich machen, dass subjektive Deutungen der sozialen Wirklichkeit mithin gesellschaftlich konstruiert sind und sich dem Individuum nicht nur in ihrer jeweiligen Sinnhaftigkeit darstellen. So zeigen sich spürbare Veränderungen und Einschnitte in der Alltagswelt z.B. darin, dass die Konstruktion einer sinnhaften und geordneten Welt und die individuelle Verortung in ihren Bezugssystemen durchaus Belastungsrisiken enthalten, die auch in existenzielle Krisen umschlagen können.

Dieser Aspekt betrifft die Konstruktion von Männlichkeit im Feld Sozialer Arbeit insofern, weil subjektive Erfahrungen in gewisser Weise die berufliche Orientierung präfigurieren und diese dann in der beruflichen Praxis Bestätigung finden. Die Bestätigung besteht darin, dass der sozialpädagogische Beruf, der nach wie vor in der Mehrzahl von Frauen ausgeübt wird, aus der Sicht der Befragten Sinn macht und im Nachhinein als gewollte Entscheidung, als richtiger Schritt gedeutet wird. Somit geht er in die Selbstdefinition ein und wird zur männlichen Berufsidentität deklariert.

Theorie und Empirie

Ich habe mich, bevor ich zur empirischen Feinarbeit übergegangen bin, vor allem mit drei Theorielinien eingehender beschäftigt. Erstens mit Georg L. Mosse, weil er nicht nur einen - wenn auch unsystematischen - sozialhistorischen Abriss von der Aufklärung bis in die späte Moderne vorgelegt hat. Sondern auch, weil er aufzeigt, wie schwer es ist und war, das „maskuline Stereotyp“ des mitteleuropäisch formatierten Männlichkeitsideales zu durchbrechen. Im Verlauf der Interviews hat sich im ersten Eindruck eine eher skeptische Haltung der befragten Männer gegenüber männlichen Idealvorstellungen gezeigt. Zunächst entstand der Eindruck, dass das sozialpädagogische Berufsethos wohl ohne Männlichkeitsideale auskommt und deshalb männliche Stereotypisierungen nur randständige Bedeutung erlangen. Dies scheint nachvollziehbar, weil Soziale Arbeit ein gewisses Reflexionsniveau voraussetzt, das mit Idealen oder Vorbildern sich selbstkritisch auseinandersetzt. Auf den zweiten Blick aber hat sich herausgestellt, dass – zumindest was das Körperideal betrifft – auf Muskeltraining, Körperkraft und ein gewisses Maß von Fitness auch in scheinbar verweichelten sozialpädagogischen Settings nicht verzichtet werden kann. Zumal dann, wenn es darum geht, sich in bedrohlichen (Arbeits-)Situationen körperlich durchzusetzen. Die Modellierung des Männerkörpers als Teil des Selbstbildes ist für alle Befragten in unterschiedlicher Ausprägung doch ein Thema.

Zweitens habe ich mich mit R.W. Connell auseinandergesetzt, weil mich die Verknüpfung von Hegemonie und Männlichkeit im Zusammenhang mit der sozio-ökonomischen Stellung der Sozialpädagogen interessiert. Die Tatsache, dass drei der Befragten zunächst einen beruflichen Weg in handwerklich-technisch geprägte Arbeitsbereiche eingeschlagen haben, um dann teilweise über Umwege in den schlechter bezahlten sozialen Dienstleistungssektor zu wechseln, hat mich zu der Frage geführt, ob es sich hierbei um eine bewusste Abkehr von männerdominierten Strukturen zugunsten eines nicht-hegemonialen, vielleicht sogar neuen männlichen Selbstkonzeptes handelt. Der vermeintliche Ausstieg aus so bezeichneten hegemonialen Berufsfeldern kann zunächst als Akt der Befreiung in Verbindung mit der Suche nach männlicher Autonomie betrachtet werden. Es scheint als wären die genannten Männer bereit, auf die von Connell ins Spiel gebrachte „patriarchale Dividende“ zu verzichten. Aus heutiger Sicht würde ich sagen, dass sie zwar hegemoniale Männlichkeitsstrukturen ablehnen, aber aufgrund ihrer zum Teil hochgradig flexibilisierten Existenz nicht in der Lage sind, nachahmenswerte Beispiele einer wirklich neuen männlichen Gestaltungsform zu liefern. Im Gegenteil: Die vier Sozialpädagogen, denen es an Zeugungsfähigkeit nicht mangelt (insgesamt 13 Kinder mit acht Frauen) rekurren eher auf patriarchalisch eingeschliffene Schutz- und Versorgungsmechanismen und tragen entscheidend zum Einkommen für Frauen, Kinder und sich selbst bei. Dabei leben zwei der Männer getrennt in Form einer Quasi-Single-Existenz, die anderen leben mit Frau und Kindern unter einem Dach und tendieren dabei eher zur klassischen Familienstruktur, die mit der gezielten Ausrichtung auf die berufliche Karriere des Mannes einhergeht. Nur einmal wurde in einem Interview angedeutet, wie eine neue Lebensform aussehen könnte: Einer der alleinlebenden Männer, der jedes zweite Wochenende drei seiner vier Kinder versorgt, erhält dann immer Besuch von seinem Freund, der noch bei der Mutter lebt und ein eigenes Fuhrunternehmen unterhält. Im Interview haben wir die Frage nach einer Lebensgemeinschaft mit zwei Männern bzw. Vätern aber nicht weiter erörtert, weil es zwischen den beiden angeblich Streit gegeben hat - wegen einer Frau.

Der dritte theoretische Bezugsrahmen, das Habitus-Konzept von Bourdieu, ist gerade im Hinblick auf die Frage nach Veränderungspotentialen, nach denen ich in der Sphäre des feministisch bis androgyn angehauchten Milieus, der Welt der Sozialpädagogen, gesucht habe, auszuloten. Kurz gesagt: Auch die Sozialpädagogen können nicht einfach aus ihrer Haut. Diese lapidare Aussage darf nicht als entschuldigende Geste dafür herhalten, dass Veränderungsprozesse von Männern innerhalb aufgerüttelter Geschlechterpraxen deshalb zum Scheitern verurteilt wären. Vielmehr konnte ich darauf hinweisen, wie einerseits männliche Körperpraxen und ihre habituellen Ausformungen im sozial-pädagogischen Milieu auf der einen Seite domestiziert, zurückgehalten und kaschiert werden und andererseits fachlich begründet und eingefordert werden, wenn Reden nichts mehr nützt (die allermeisten erlebnispädagogischen Maßnahmen innerhalb der Jugendhilfe werden von Männern durchgeführt). Kulturelle Einschreibungen in den männlichen Körper, die oft in vereinfachender Weise als Macht- und Imponiergehabe oder als raumgreifendes Verhalten angesehen werden, bilden auch dann, wenn sie sich von offensichtlichen aggressiven Männlichkeitsstilen unterscheiden wollen, eine - wie es Bourdieu ausdrückt - Gedächtnisstütze des Körpers. Körperpraxen werden zu sozialen Realitäten. Ich kann mir vorstellen, dass im Feld Sozialer Arbeit und auch in anderen pädagogischen Bereichen nicht zwangsläufig offen ausagierte männliche Körperpraxen mit männlicher Herrschaft und unkontrollierter Virilität verwechselt werden, wenn man sich bewusst macht, welche Faszination von männlicher Körperbeherrschung in den Bereichen Artistik, Turnen oder ostasiatischen Bewegungstechniken ausgeht. Körperarbeit durch Männer in pädagogischen Settings, von der Selbstverteidigung bis zur Meditation, ermöglicht einen anderen Blick auf die oft eingeschränkte und von manchen Männern nur in Nischen praktizierte körperliche Aktivität.

Fazit

Soweit eine distanzierte Betrachtung zu diesem Zeitpunkt¹ möglich ist, möchte ich noch folgendes anmerken: Ich sehe diese Arbeit als Beitrag zur Geschlechter- und Männerforschung, die Anhaltspunkte für eine kleinteilige Forschung in unterschiedlichen Männerszenen bietet. Die methodische Herangehensweise kann bspw. auch auf andere Zielgruppen (z.B. Krankenpfleger, Polizisten, Manager oder Männer mit längerem Krankenhausaufenthalt) angewendet werden. Ich bin trotz Interviewleitfaden und halb standardisierter Interviews offen in den Forschungsprozess gegangen und habe riskiert, dass manche Aspekte zu ausführlich und detailliert ausfallen und wieder andere vielleicht zu kurz kommen. Die ethnographischen Aspekte, wie ich sie in der Beschreibung der Arbeits- und Interviewräume „meiner“ Männer angedeutet habe, sind auf jeden Fall ausbaufähig, gerade im Hinblick auf den Habitus. Die von den Männern thematisierten Vater-Erfahrungen, die sie mehr oder weniger bewältigen konnten, stellen m. E. eine Art Hochseilakt in Bezug auf Selbstfindung und neuen Lebensformen dar, der über das Balancieren nicht hinauskommt, wenn patriarchalische Grundmuster und Einstellungen nicht direkter angegangen werden und es den Männern nicht gelingt, sich von den väterlichen (aber auch mütterlichen) Delegationen zu befreien. Eigenes und Eigentliches kann sich nur durch die Distanz zum Anderen entwickeln. Vielleicht war ich selbst überrascht, wie sehr die Protagonisten meiner Dissertation in ihren Rollen als Pädagogen, Väter, Söhne, Ehemänner usw. festgelegt sind und

¹ Zwischen der Fertigstellung der Dissertationsschrift und meiner Disputation lag etwa ein halbes Jahr. Beim vorliegenden Text handelt es sich um die Lesefassung meiner Disputationsrede.

wie sie sich bemühen, ihre Vorstellungen und Phantasien eines selbst bestimmten Lebens in der Alltagspraxis einzulösen. Es ist perspektivisch gesehen ohne strukturelle und systemintegrierte Unterstützung kaum möglich, dass sich Männer, wenn sie sich nicht nur über beruflichen Erfolg und wirtschaftliches Einkommen definieren, dauerhaft in sozialen und sozio-ökonomischen Bezügen etablieren ohne ihre beruflichen Interessen vernachlässigen zu müssen. Das ist bei den hier vorgefundenen Lebensformen nur über eine sozial gerechte Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern möglich, die Mühen der Kindererziehung und der Hausarbeit müssen gemeinsam getragen werden. Dies erfordert z.B. eine Umverteilung der Gewinne in der Geldwirtschaft und eine Neuregelung steuerlicher Anreize sowie flexiblere Gestaltungsmöglichkeiten in punkto Arbeitsplatz und Erziehungszeiten.

Die untersuchten Männer haben demonstriert, dass der Wunsch nach weniger Arbeit (sie arbeiten im Schnitt weit über dem tariflichen Stundenkontingent) und mehr sozialen Bezügen (Paarbeziehung, Familienzeit, Pflege von Freundschaften usw.) wohl besteht. Strukturelle Bedingungen können nicht losgelöst vom Aushandlungsgeschick der Akteure und ihren biographischen Vorerfahrungen und Formatierungen betrachtet werden. Was bei den vier Männern u. a. sichtbar wird, ist, dass ihre unterschiedlichen Lebenssituationen auch wesentlich durch Geschlechterverhältnisse bestimmt sind, d.h. auch durch ihre Beziehungen zu ihren Partnerinnen und Exfrauen. Männer bewegen und verändern sich nicht im luftleeren Raum - ich glaube die Schwierigkeit der Befragten besteht teilweise darin, Männer bleiben zu wollen und dabei individuelle Männlichkeitsstile jenseits der Partnerschaften und Beziehungen zu Frauen zu kultivieren. Aus der heutigen Perspektive war die thematisierte Machtasymmetrie zwischen den befragten Männern und „ihren“ Frauen ein wesentlicher Beifang dieser Untersuchung. Dieser Aspekt betrifft die Mikrowelten des Alltags von Männern und Frauen. Die Asymmetrien manifestieren sich etwa in den Bereichen Kindererziehung, Sexualität oder in der Frage, wie die gemeinsame Wohnung eingerichtet wird. Wer in welchen Bereichen das Sagen hat und wie die Macht- und Entscheidungsanteile zwischen Frauen und Männern dabei verteilt sind, wäre eine eigene Untersuchung wert.

Juli 2003